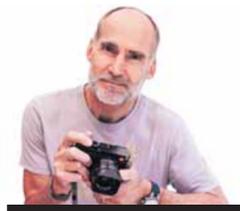


Helden mit Stirnlampen

Klaus Fengler macht in „Expedition“ deutlich, welche Eigenschaften ein Abenteurer braucht

VON DOMINIK PRANTL

Um die große Stärke von Klaus Fengers Bildband „Expedition. Aufbruch ins Ungewisse“ gleich vorwegzunehmen: Es gibt darin einige Bilder, für die es keiner teuren Fototechnik bedarf, aber eines herausragenden fotografischen, unkäuflichen Instinkts. In dem frühen Kapitel „Aufbruch“ etwa schaut ein Indiojunge mit seinem Vater am Flussufer sitzend einem Faltkanadier hinterher; in dem Faltkanadier zwei sehr weißhäutige Abenteurer; sie spielen nur die Nebenrolle. Viel wichtiger ist das, was man in dem Blick der beiden Menschen am Flussufer sehen möchte: Sehnsucht? Neid? Oder gar Mitleid?

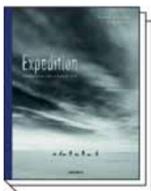


Klaus Fengler ist in Norddeutschland aufgewachsen. Längst lebt er im Berchtesgadener Land und begleitet seit beinahe zwanzig Jahren Expeditionen.

FOTO: FENGLER

Und häufig ertappt sich der Leser im weiteren Verlauf des Buches bei jener für wahre Expeditionen charakteristischen Frage: Will man da wirklich dabei sein?

Allein deshalb hat der Fotograf und Kletterer Fenger vieles richtig gemacht bei diesem ungewöhnlich ehrlichen Bergbuch, für welches schwierige Bergwände und deren Besteigungen zwar als Motivation für den Aufbruch zu Expeditionen dienen, in dem Berge und Kletterszenen aber dennoch selten im Mittelpunkt stehen. Klar, der Versuchung der schnellen Kletterpornografie, in der unter Stöhnen der bloße Kraftakt bis zum Erreichen des Höhepunkts zelebriert wird, verfällt ein in den Siebzigern sozialisierter Bergsportler wie Fenger womöglich nicht mehr. Er widersteht in den Kapiteln „Landschaft“ und „Menschen“ aber auch dem Reflex der



Klaus Fengler, Tom Dauer: Expedition. Aufbruch ins Ungewisse. Knesbeck Verlag, München 2021. 256 Seiten, 75 Euro.

reinen Naturvergötterung genauso wie der Anbiederung an fremde Kulturen. Die Trennlinien bleiben immer deutlich zwischen Besuchern und Besuchten: auf der einen Seite die Zurückgelassenen, ja die Abgehängten, auf der anderen jene, die für den Aufbruch ins Ungewisse schon aufgrund der körperlichen Konstitution und der finanziellen Mittel privilegiert sind.

Diese Privileg verdeutlicht sich bereits an der immer wieder gezeigten – teils geradezu irrwitzig kostspieligen – Ausrüstung. So stellt Fenger etwa in schöner Ironie auf einer Doppelseite die Videobrille auf dem Kopf eines Drohnenpiloten dem traditionellen Kopfschmuck eines Samburu in Kenia gegenüber; ein anderes Mal zeigt er einen Karbonschlitten, in dem die Kosten eines Mittelklassewagens stecken. Hier wird die Expedition wahrlich zum Kriegszug, an welchen das lateinische Wort „Expedition“ erinnert. „Oft genug setzt Fenger damit die Absurdität des Expeditionsgeschehens in Szene“, schreibt Tom Dauer an einer Stelle.

Dass nicht Fenger selbst, sondern der Journalist Dauer die Texte zu dem Bildband verfasste und ihn damit um eine alpinhistorische wie philosophische Komponente anreichert, indem er Modebegriffe wie Freiheit, Sicherheit und, ja, Vertrauen verwebt, ist der langsam durchsickern den Erkenntnis geschuldet, dass gute Fotografen genauso selten auch gute Schreiber sind, wie wiederum gute Schreiber gut fotografieren können.

Dauer ist ein guter Schreiber; vor allem aber ist er sich als Alpinist und Beobachter ebenso wie Fenger natürlich der Ironie bewusst, die vielen Expeditionen innewohnt. Werden diese doch gerne unter dem Schlagwort „Verzichtsalpinismus“ verkauft, obwohl sie nur mit Hilfe einer Wagenladung an Ausrüstung und der Sponsorenlabel auf den Funktionsjacken funktionieren. Herrlich auch jenes Bild, auf dem zwei Kletterer mittels Zwei-Mann-Hoch erst einmal einen – Sicherheit verheißenden – Bohrhaken in knapp vier Metern Höhe eines Dschungelfelsens setzen.

Dauer schreibt: „Berggeschichten sind Ich-Geschichten.“ In den allermeisten Fällen trifft das auch zu. Längst dienen ähnliche Bücher wie „Expedition“ den bergsteigenden Autobiografen als Werbroschüre, als Derivat ihrer in Pandemiezeiten selten gewordenen Diavorträge, aber auch als Selbstvergewisserung des eigenen Erreichten. Fengers Buch aber ist – schon alleine deshalb, weil er anders als viele Bildband-Bergsteiger nicht im Zentrum des Geschehens, sondern hinter der Kamera steht – eben auch eine Ihr-Geschichte: Ihr da draußen, ihr meine Begleiter, ihr Landschaften, und ja, ihr Leserinnen und Leser.

Manchmal ist es nur ein kleiner Ausschnitt, ein Fuß, eine Hand, die auf den Bildern zu sehen sind und trotzdem eine ganze Geschichte erzählen. Die Protagonisten, darunter Elitekletterer wie Robert Jasper, Stefan Glowacz oder Chris Sharma, wirken

häufig mehr wie gebrochene Gestalten als wie die Stars der Steilwand, nicht umsonst gibt es im Buch die Kapitel „Entbehnung“, „Warten“, „Scheitern“. Immer wieder blickt man in leidende, manchmal genervte oder dankbare, aber nie heroisch wirkende Gesichter. Ganz selten ist da etwas Liebliches, oft wird in einem Bild der Wunsch zur Nachahmung geweckt, um gleichzeitig doch wissen zu lassen: Tu das bloß nicht! Tom Dauer schreibt, Fenger wollte „nichts schöner machen, was bereits

schön ist. Er romantisiert nicht, was Abgründe hat“.

Wenn sich der ans Leiden nun wahrlich gewöhnte Kletterer Robert Jasper nach einer Bachdurchquerung auf zwei Stöcke stützt oder eine ganze Gruppe an Durchtrainierten mit Stirnlampen ihre Expeditionsnahrung scheinbar wortlos aus Tüten futtert, wird klar, dass die geradezu kindische Lust am Abenteuer selten lustig ist. Nein, Spaß, gar Triumph, sieht definitiv anders aus.

Vor allem aber, und dies ist wohl die größte Stärke, ist Fenger ein im besten Sinne dann doch wieder altmodischer Fotograf. Seine Bilder sind auf 23 Expeditionen zwischen 2002 und 2019 auf nahezu allen Kontinenten entstanden, von Grönland über Borneo nach Patagonien, und sie sind allesamt schwarz-weiß, als kämen sie aus der Zeit der großen Forschungsreisen. Das tut der Farbigkeit freilich keinen Abbruch, denn die entsteht im Kopf des Betrachters. Als wollte Fenger der Fantasie noch Raum

geben, selbst das Wesen der Expedition kennenzulernen, die weißen Flecken auszumalen.

Neid? Mitleid? Sehnsucht? Oder anders: Wollen wir wirklich dabei sein? Fenger, so wirkt es, bricht jedenfalls nicht mit dem Ziel vieler Instant- und Insta-Abenteurer auf, ein ganz bestimmtes Bild machen zu müssen. Er ist vielmehr ein ständig Suchender, ein ständig Sehnsüchtiger. Das ist die Triebfeder des Fotografen, das ist der Antrieb für jede Expedition.



Bis zu 42 Meter hoch sind die Manpupunjor-Felsen im westlichen Ural, auch „sieben starke Männer“ genannt. Sieben Jahre zuvor, 2006, hat Fenger eine Expedition begleitet, die die Erstbesteigung des Acopan-Tepui in Venezuela zum Ziel hatte. Die Anreise erfolgte mit Faltbooten über den Rio Karuaí. 2011 hat er sich in Nepal vergeblich an der Südwestwand des Gauri Shankar versucht.

FOTOS: KLAUS FENGLER



Baby an Bord

Was passiert, wenn eine weltreisende Konsumkritikerin Mutter wird?

„Eltern zu sein und zu reisen hat etwas gemeinsam: Beides eröffnet neue Perspektiven.“ So weit, so potenziell banal. Doch Katharina Finke hat eine durchaus ungewöhnliche Geschichte zu erzählen vom Versuch, das Leben nach eigenen Vorstellungen zu führen und zugleich das Beste fürs Kind zu wollen.

Während andere Kinder also im Hinterhof oder im Tierpark spielen, bekommt Finkes Tochter Yva noch vor ihrem zweiten Geburtstag Pinguine, Seeelefanten und Gürteltiere in der freien Natur Patagoniens zu sehen, hat Wüsten als Sandkästen, schläft, schreit und lacht in Bussen, Schiffen und Flugzeugen. Als Spielzeug sind kaum mehr als ein paar Fingerpüppchen dabei, denn Finke gibt Erlebnissen stets den Vorrang vor Besitz.

Auch zu dieser Lebenseinstellung hat die freie Journalistin über das Reisen gefunden. Sie hat in New York, Peking und Lissabon gewohnt und fast alle Kontinente gesehen. Seit 2012 lebte sie nur noch aus zwei Koffern und einem Rucksack, trennte sich bis auf ihr Fahrrad und einen Umzugskarton von fast allem weiteren Besitz. Darüber veröffentlichte sie das Buch „Loslassen“. Die Fortsetzung „Losleben“ hat sie nun während der Pandemie von Berlin aus verfasst – als Rückblick auf drei abenteuerliche Jahre und als sehr persönliche Bestandsaufnahme zum Thema Familie.

Die Schwangerschaft überrascht sie und ihren Partner in Myanmar, Finke ist 31 und zunächst geschockt: „Mein Leben hört jetzt auf“, das ist einer ihrer ersten Gedanken. Doch schnell wird aus Überforderung der Wunsch, auch diese Veränderung zum Besten zu gestalten. Dabei zitiert sie immer wieder Astrid Lindgren, etwa mit dem Satz: „Freiheit bedeutet, dass man nicht alles so machen muss wie andere Menschen.“ Finke erzählt von der

Schwangerschaft, der Geburt und dem Familienleben entlang der Orte, an denen sie erlebt. Mit Baby und Parasiten in sich kehrt sie von Indien nach Berlin zurück, nach vielen Sorgen kommt die Tochter dort gesund zur Welt.

Auch was folgt, ist keine Glamourgeschichte vom lässigen jungen Paar, das betont entspannt mit oder trotz Kind umherjettet. Es ist die Geschichte einer Frau, die sich „nicht von Angst bremsen“;

Familie und Kindererziehung sind Reizthemen. Dennoch geht Finke ihren individuellen Weg

sondern vom Pippi-Longstrumpf-Motto leiten lassen will: „Das habe ich noch nie vorher versucht, also bin ich völlig sicher, dass ich es schaffe.“ Im Buch lässt Finke kaum ein Detail aus, weder aus Scham noch zugunsten eines Spannungsbogens. Packlisten mit exakter Anzahl von Babybodys und Strumpfhosen werden ebenso aufgeführt wie genervte Diskussionen neben dem nörgelnden Kind, die Zumutung von Autofahrten über Schotterstraßen oder eine Wanderung durch Kälte und Hagel mitsamt der kränkelnden Einjährigen. Es sind auch heikle Momente, die die Touren durch Europa und Südamerika prägen.



Katharina Finke: Losleben. Vom Mut, loszulassen und als Familie die Welt zu entdecken. Malik Verlag, München 2021. 256 Seiten, 18 Euro.

Recht machen, das weiß Katharina Finke, kann sie es sowieso niemals allen bei dem Reizthema Familie. „Ich erzähle von anderen Optionen des Familienlebens und Elternseins und möchte Inspiration geben“, schreibt sie. Ebenso aber sucht sie selbst nach Inspiration und Rat. Immer, wenn Finke an den eigenen Prioritäten zweifelt, versucht sie sich durch den Vergleich mit anderen Erziehungskulturen oder mit wissenschaftlichen Studien eine bessere Entscheidungsgrundlage zu schaffen. Wer ihr durch das Buch folgt, erfährt so tatsächlich Interessantes zu Geburtshilfe, Elternzeitregelungen, Spielplatzstandards, Leistungsdruck, Geschlechterrollen und deren Veränderungen in so unterschiedlichen Ländern wie China, Portugal und Frankreich, in Polen oder Argentinien.

Und so sehr es Geschmackssache ist, fast im Tagebuchstil Einblick in privateste Momente zu erhalten, so sehr nimmt die Erzählung durch ihre Perspektivenvielfalt für sich ein. „Ich frage mich, wie andere Mütter und Väter damit umgehen, genau deshalb bin ich so dankbar für den Austausch mit Eltern aus anderen Ländern“, schreibt Finke – und in Zeiten völlig vergifteter Debatten ist man ihr dankbar für diesen unaufgeregten Ansatz. Durch ihre vielen Kontakte und Stationen kann die Autorin tatsächlich Elternschaft interkulturell vergleichen und lässt sehr unterschiedliche Menschen zu Wort kommen.

Fast nebenbei handelt „Losleben“ aber auch vom Hadern einer Weltreisenden mit ihrer eigenen Klimabilanz. Finke tut sich nicht leicht damit, vom Fliegen loszukommen, doch am Ende der Erzählung wird sie seit zwei Jahren am Boden geblieben sein. Nicht wegen Pandemie, Politik oder Familienzweigen, wie sie betont. Sondern weil sie es so wollte.

IRENE HELMES

Zu Gast in der Heimat

Mona Ameziane bereist Marokko, das Geburtsland ihres Vaters

Die Journalistin Mona Ameziane hat eine deutsche Mutter und einen marokkanischen Vater. Abgesehen von einem Schuljahr in Agadir hat sie ihre Kindheit und Jugend im Ruhrgebiet verbracht. Inzwischen arbeitet sie für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, moderiert unter anderem die Büchersendung „Stories“ bei WDR 1Live.

Wie viel ihrer marokkanischen Herkunft steckt in ihr? Diese Frage beschäftigt die 27-Jährige seit Längerem. Sie wird den Gedanken nicht los, dass, wann immer sie nach Marokko reist, sie wie alle Übrigen auch lediglich eine Touristin ist, obwohl sie dort Verwandte hat, voran ihren inzwischen verstorbenen Basidi – ihren Großvater – und die nach einem Schlaganfall stumme Großmutter. Geht es ihr dort also wie ihrem Vater hierzulande? Er ist Architekt und lebt seit 30 Jahren bestens integriert in Deutschland. Trotzdem fühlt er sich in seiner neuen Heimat lediglich als Gast.

Sie sei, schreibt Mona Ameziane in ihrem Buch „Auf Basisid Dach“, dennoch beides: Marokkanerin und Deutsche. Und trotzdem gebe es ein Gefälle: In Deutschland ist sie geboren und aufgewachsen, hat das gesamte Bildungssystem durchlaufen, arbeitet für deutsche Medien. „Marokko war dagegen lange Zeit nicht mehr als ein Feriennest für mich.“ Sie beneidet ihre Kollegin Dunja Hayali, die stets selbstbewusst von ihrem Migrationsvordergrund spricht. Bei ihr, so Ameziane, sei Marokko immer vieles gewesen, „aber selten im Vordergrund“.

Ihr Buch nun ist ein spannender Hybrid, weil es sich um Identitätsfragen dreht, indem es eine für Deutschland immer typischer werdende Familiengeschichte erzählt. Und weil es zugleich ein Reisebuch ist aus der Perspektive einer Autorin, die im Vergleich zu vielen

ihrer Leserinnen und Lesern einen deutlichen Vorsprung hat in ihrem Wissen über und ihrem Gespür für dieses Land und seine Gesellschaft. Auch wenn sie immer wieder hart mit sich selbst ins Gericht geht und befürchtet, als eine Menge Klischees verbreitende Mächtetern-Marokkanerin angesehen zu werden von den Menschen in Fès und Marrakesch.

In Wahrheit ist sie eine genaue Beobachterin, gerade weil die wenigsten Dinge in

Auf der Dachterrasse des Großvaters wird der Autorin vieles bewusst

Marokko für sie selbstverständlich sind und einige davon auch durchaus befremdlich. Weil sie neugierig ist und ihre eigene Haltung immer wieder hinterfragt. Und sie gleichwohl etliche kulturelle Codes kennt, vieles also einordnen kann – und das wiederum in eine Beziehung setzt zur Welt außerhalb von Marokko.

Das Land zählt zu jenen, die in einer besonderen Touristenfalle sitzen: Besucher schätzen vor allem Eindrücke von einem ursprünglichen, traditionellen Lebensstil, sei es in den Basaren der großen Städte, sei es bei Exkursionen ins Rif- oder Atlasgebirge. In dieser Logik ist Marokko nur so lange eine Reise wert, solange sich das



Mona Ameziane: Auf Basisid Dach. Über Herkunft, Marokko und meine halbe Familie. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2021. 224 Seiten, 15 Euro.

Land nicht zu stark entwickelt und die Menschen ein einfaches Leben führen.

Ein Kapitel widmet Mona Ameziane ihrem – nun ja: Auslandsaufenthalt, als sie im Alter von 16 Jahren zehn Monate bei einer Gastfamilie in Agadir verbracht hat. Diese Familie gehört der reichen Oberschicht an. Einerseits habe sie in dieser Zeit Marokko viel besser verstanden, überdies erst richtig Arabisch gelernt. Andererseits „beschlich mich nach und nach das Gefühl, mit vergoldeten Scheuklappen am Großteil von Marokko vorbeizuleben“. Und sie fügt hinzu: „Vielleicht tue ich das manchmal noch heute.“ Der Wert von „Auf Basisid Dach“ ist jedoch, dass Ameziane viele Aspekte darstellt, nicht nur das, was die Tourismuswerbung herausstreicht.

Vollends kompliziert wird es, wenn Ameziane über den letzten Geschichten-erzähler auf dem Djemaa el Fna berichtet, dem zentralen Platz von Marrakesch. Es gab noch einige von ihnen, als sie ein Kind war, daran erinnert sie sich. Nun droht diese Tradition auszusterben. Ein digitales Projekt steuert dem entgegen – es sind Europäer, die es betreiben und, ohne das Land in einer technischen Rückständigkeit belassen zu wollen, eine alte Kulturtechnik womöglich bewahren helfen.

Die Dinge sind vielfältig, teilweise verworren. Es gibt, wie beinahe überall, eine Gleichzeitigkeit sehr differenter, sich mitunter sogar widersprechender Entwürfe. Mona Ameziane nimmt viele davon in den Blick, Ausgangspunkt ist oft Basisid Dach, dort steckt sie mittendrin im marokkanischen Alltag und überblickt ihn zugleich. Ihr Buch ist eine Einladung, sich gewissermaßen neben sie zu setzen auf diese Terrasse in der Altstadt von Fès. Und sich einzulassen auf die Eindrücke und die Erzählungen. Gerade dann, wenn man dort lediglich zu Gast ist.

STEFAN FISCHER